

Verlag Bibliothek der Provinz

Andreas Nastl
IMMER IST IRGENDWAS

Geschichten aus dem Reich, in dem die Sonne nie aufgeht

Andreas Nastl
IMMER IST IRGENDWAS
Geschichten aus dem Reich, in dem die Sonne nie aufgeht
herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99126-051-6

© Verlag Bibliothek der Provinz

Lektorat: Dr. Erika Sieder
A-3970 WEITRA, 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Umschlagabbildung: Andreas Nastl

INHALTSVERZEICHNIS

*Für Brigitte
und die Wesen des Traubenwaldes*

VORWORT	7
Trinkfest	8
Der Neuburger	12
Cool am Pool	16
Babyelefanten-Blues	20
Kein schöner' Land	31
Tirol ist anders	34
Der Käpt'n	38
Rabiatperle	48
Tagebuchgedanken	52
Auferstehung	56
Hartes Brot	60
Schriftgelehrt	65
Der fremde Führer	67
Florianis Odyssee	69
Skandal & Kunst	74
Verkorkst	80
Das Messer	85
Hinterhof-Invasion	88
Arzt ohne Grenzen	92
Heldenverjähung	96
Sag' Allah!	101
Kopflos	106
Über Autos und Unterhosen	110
Die ungezähmt Widerspenstigen	113
Zwischen Mirnock und Aleppo	122
Wiener Schmä	127
Weinsinnig	132
(K)ein Staatsempfang	134
Der Kamptal-Irokese	141

Der Kamerad	143
Vertragsloser Zustand	147
Mademoiselle Krokodelle	150
Organauten	153
Reisegefährten	158
Winter-Schauermärchen	160
Das Weihnachtsgulasch der Tante Lu	175
Kein Hund kam in die Küche	179
Der Wirtshaushund	186
Das Ungeheuer vom Loistal	188
Aller guten Dinge sind drei	199
Dank	204

VORWORT

Das Schreiben von Geschichten ist für mich wie das Sammeln von außergewöhnlichen Steinen, die am Weg liegen: Unzählige davon gibt es, aber nur wenige werden beachtet, noch weniger betrachtet und ganz selten wird einer aufgehoben. Oder wie das Pflücken von Blumen am Wegesrand.

Etliche dieser Begebenheiten habe ich erlebt, manche wurden mir erzählt, einige sind erfunden. In diesem Sinne gilt mein Dank all jenen Mitmenschen, die mir gewollt oder ungewollt – und ausnahmsweise ist das ausschließlich positiv gemeint – dort und da bunte Steine in und auf den Weg gelegt haben. Oder eben eine Blüte.

Meine Geschichten wurden im Sinn der literarischen Freiheit verfasst und erheben keinen Anspruch auf historische Wahrheit. Die Handlungen sind zumindest teilweise frei erfunden. Die Namen der handelnden Personen wurden, so mir dies angebracht schien, abgeändert, um niemanden in Verlegenheit zu bringen.

Andreas Nastl

TRINKFEST

In Wien trifft man einander immer schon im Kaffeehaus. Darüber wurde schon Vieles geschrieben. Im Weinland hingegen sind es die alten Keller, Presshäuser und Kellerstüberl, wo man sich zum Gedankenaustausch, PhiLOISophieren und Spintisieren trifft und die Welt für eine Weile draußen lässt.

Ich denke dabei mehr an die alten, gewölbten Keller mit dem feuchtklebrigen Kellerschlitz an den Wänden und weniger an designte Degustationsräume. Ebenso erinnere ich mich eher an etwas schrullig anmutende, doch oft über viel Lebensweisheit verfügende Hauer, als an weltgewandte und weitgereiste, geschäftstüchtige Weinguts-Besitzer. Und wenn ich von Gläsern spreche, dann fallen mir wieder die schlichten, völlig aus der Mode gekommenen „*Fasslbecher*“ oder „*Baucherl*“ ein, die mit den teuren Trinkkelchen diverser Nobelmarken natürlich nicht zu vergleichen sind. Bei Flaschen denke ich durchaus auch noch an „*Doppler*“, nicht nur an Bouteillen und Bordeauxflaschen und eher an traditionelle Holzfässer als moderne Edelstahl tanks.

Ich entsinne mich vergangener Zeiten, als Einfachheit und Urigkeit nicht beworben, betont und konstruiert wurden, sondern einfach gelebter Alltag waren. Zweifellos schreitet die Zeit weiter, und die Entwicklung geht stetig voran. Neuerungen und Fortschritt sind immer und immer Triebfedern menschlichen Handelns. Doch damit das Lebensgefühl des Gestern nicht völlig vom Heute ausgelöscht, weggespült und verweht wird wie Spuren im Sand, sei mir der Versuch gestattet, ein klein wenig davon zu bewahren ... und sei es aus Nostalgie.

Natürlich geht's im Keller auch ums mehr oder weniger kultivierte Trinken. Es kann daher nicht schaden, eine gewisse Trinkfestigkeit mitzubringen. TRINKFEST – welch wunderbar vielseitiges Wort! Es kann sowohl als Adjektiv, Substantiv und sogar als Imperativ verwendet werden! Wo passt es also besser hin, als in die Keller des Weinlandes?

„*Trinkst amoi?*“ oder „*Mågst amoi tringa?*“, bedeutet hierzulande selten „*Hast du Durst?*“, sondern meistens „*Hast du Lust auf Wein?*“? Dass dabei zumeist der Grüne Veltliner gemeint ist, bedarf in der Vinopolis mitten im Traubenwald des Kamptals wohl keiner besonderen Erklärung. Wenn über jemanden gesagt wird „*Er trinkt boit gern a Glaserl*“, kann es gut sein, dass andere bereits meinen, „*Der sauft wie ein Loch*“. Meine Mutter, für ihre überaus bildlichen Formulierungen bekannt, präziserte die Art des „*Loches*“ gelegentlich auch als „*Kanengada*“ (Kanalgitter).

Ob Tacitus oder Erasmus von Rotterdam, sie wussten bereits „in vino veritas – im Wein liegt die Wahrheit“. „*Bei an Glasl Wei' erfährst mea, ois bei an Schaffe Wässä*“, (Bei einem Glas Wein erfährst du mehr Neuigkeiten als bei einem Schaff voll Wasser) pflegt man hier zu sagen. Denn oft werden bei ein paar Gläsern Wein verletzte Kinderseelen, Familiengeschichten, Ängste und Freuden, Kindheitstraumata und Glücksmomente ausgebreitet. So manches spontane Keller-PhiLOISophikum in vertrauter Runde kann zu regelrechten Seelenöffnungen führen und so manche Therapiestunde ersetzen. Doch sollte man dabei die Weisheit der alten Hauer nicht außer Acht lassen: „*Der Wein ist zwar ein guter Knecht, aber ein schlechter Herr!*“

In echten Kellergesprächen war es verpönt, über so schnöde Dinge wie Politik oder Geld zu sprechen. Doch

welche Geschichten erzählt man sich beim Wein? Es geht zumeist um die wirklich wichtigen Dinge des Lebens: Das Wetter und den Wein; das Leben und was es aus uns machen kann; über die eigenen Helden- und die Missetaten anderer; Possen, Schwänke und Anekdoten; Träume und Pläne. Kurzum: Über Gott und die Welt. Keller sind nämlich keineswegs finstere, feuchtkalte Löcher im Boden – sie sind mystische Schatzkammern im Bauch der Mutter Erde.

Unzählige „Schnapsideen“ (*treffender wäre vielleicht „Weinideen“*) wurden in den Gängen tief unter der Erde in feuchtfrohlicher Umgebung gezeugt. Manche fielen gleich wieder dem Vergessen anheim, andere vergingen im Sonnenlicht des nächsten Tages, doch nicht wenige hielten auch der Realität stand. Weil der Wein eben doch in der Lage ist, die Gedanken zu beflügeln – zumindest solange er mit Verstand genossen wird:

*„Der Wein bewirkt Wunder, nur glaubt das nicht jeder:
Er macht G'scheite noch g'scheiter und Blöde noch blöder!“*

Die griechische Mythologie erzählt, dass Dionysos, der Gott des Weines, einen Geliebten hatte, nämlich Ampelos. Als er eines Tages auf einem Stier zur Jagd reitet, stürzt er herab und wird zu Tode getrampelt. Um Dionysos zumindest ein wenig zu trösten, verwandelt Göttervater Zeus den toten Ampelos in eine kleine Weinrebe. Um dieses zarte Pflänzchen zu schützen und es immer bei sich tragen zu können, verwahrt es Dionysos sorgsam in einem hohlen Vogelknochen. Als dieser zu klein wird, steckt Dionysos die Rebe in einen Löwenknochen; als auch dieser zu eng wird in einen Eselsknochen. Und die Weinrebe nahm die Eigenschaften all dieser Tiere in sich auf: Die Leichtigkeit des

Vogelfluges, den Mut des Löwen und die Torheit des Esels. Deshalb kommt jeder, der Wein trinkt, in den Genuss dieser Eigenschaften – je nach nachdem wie viel er konsumiert.

Oft wird behauptet, es gäbe nur eine Wahrheit. Mag sein, doch hat nicht jeder Mensch seine eigene Sichtweise darauf?

Ist die Wahrheit bloß die Mutter der Phantasielosigkeit, wie manche meinen?

Was für die Steuererklärung gilt, muss doch erst recht für die Geschichten des Lebens gelten! Seien wir ehrlich: Was wäre der wahre Kern einer Kirsche ohne das köstliche Drumherum?

Geschichten sind halt Geschichten und nicht Geschichte. Bekanntlich wird Geschichte *geschrieben* – doch dazu wird sie vorher zumeist erzählt. Entsteht also Geschichte letztlich nicht auch bloß aus Geschichten? Wie dem auch sei: Es heißt auch, dass manche Leute in den Keller lachen gehen. Schließen Sie sich an und folgen Sie mir in das Reich, in dem die Sonne nie aufgeht.

DER NEUBURGER

Um Missverständnisse von vornherein zu vermeiden: Obwohl es sehr wohl um guten Geschmack geht, ist hier von Wein und nicht von der, in Österreich seit den 1990er Jahren bekannten, Leberkäsemarke die Rede.

Mein Vater war ein Weinbauer, besser gesagt ein Hauer. So sagte man hierzulande, bis dieses Wort aus der Mode kam. Vielleicht klang es zu schlicht und wurde deshalb von der moderneren, möglicherweise edler klingenden Bezeichnung „*Winzer*“ abgelöst. Weinhauer, kurz Hauer. Ob, wie von manchen behauptet, die Haue, das für ihn unverzichtbare Arbeitsgerät, Namensgeber war? Es hört sich auf alle Fälle nach harter Arbeit an, ehrlich und schnörkellos. Und solcherart waren auch seine Weine: ehrlich und schnörkellos. Mein Vater hätte sich wohl kaum als „*Winzer*“ bezeichnet – genauso wenig, wie er seine „*Wirtschaft*“ jemals als „*Weingut*“ bezeichnet hätte.

Mögen Kaiser früherer Jahrhunderte, wie etwa der Habsburger Karl V., stolz gewesen sein auf ihr Reich, in dem die Sonne nie unterging, war der Stolz meines Vaters sein Keller, jenes „*Reich, in dem die Sonne nie aufging*“. Im Bauch der Erde bei konstanter Temperatur so um etwa 8° C lagerte das Gold der Weinberge; in vergorenem Rebensaft gespeicherte Sonnenenergie. Man sollte dieses Wissen beim Trinken berücksichtigen, will man einen „*Sonnenbrand*“ vermeiden.

Natürlich ließ mein Vater dort, in seinem Allerheiligsten, immer wieder verschiedenste Personen seine Weine verkosten: private Kunden, Händler, Freunde. Beim Gang durch den Keller galt es als grobe Unhöflichkeit an die Holzfässer zu klopfen, da man am Klang feststellen kann, ob ein Fass voll oder leer ist – und sich

solcherart Rückschlüsse auf das Vermögen des Hauers ziehen ließen. Vaters Trinkspruch lautete stets „*Sollst leben!*“ Oder nach einigen Gläsern, wenn es besonders feierlich klingen sollte: „*Trinken wir zur Ehre Gottes – und dass koa Viechseuch' unter d'Leut kimmt!*“ (Auf dass keine Tierseuche unter die Menschen komme). Dieser zumeist in schon etwas illuminiertem Zustand ausgesprochene Wunsch erinnerte an die den Viehbestand dezimierende und auch auf Menschen übertragbare Maul und Klauen-seuche. Doch die heute, ein halbes Jahrhundert später, wie die Wissenschaft vermutet, von Fledermäusen ausgehende SARS-CoV-2-Pandemie, zeugen von seinem Spürsinn für die Zukunft.

Er machte seinen Wein also, wie er ihn immer machte, wie die Natur ihn wachsen ließ, mit mehr oder weniger Zuckergehalt. Manches Jahr, wenn es die Sonne nicht so gut gemeint hat, die Trauben also nicht die erforderlichen Zuckergrade (gemessen in KMW = Klosterneuburger Mostwaage) zur Weinbereitung erreichten, half er der Natur mit etwas „*Tullner Sonne*“ nach. Damit war gemeint, dass mit Zucker aus der Tullner Zuckerfabrik aufgebessert wurde. Bei einfachen Weinen war (*und ist*) das legal und gängige Praxis.

Aber sonst wurde der Wein gekeltert, wie er eben gewachsen war. Mal spritziger, mal milder, mal kräftiger, mal leichter. Nur „*sauer*“ war der Wein jedenfalls nie – damals nicht und heute nicht! Der Wein war resch, spritzig, pfeffrig, kantig, straff, ehrlich, gerade ... und was auch immer, nur die Bezeichnung „*sauer*“ wäre hierzulande niemandem über die Lippen gekommen. Dieses Attribut blieb Zitronen, dem Essig und vielleicht Erzeugnissen anderer Weingegenden vorbehalten. „*So sauer wie Wachauer*“ hat es früher angeblich geheißten. Hier im Kamptal war dieses Wort jedenfalls verpönt wie

nur was. Und sollte es jemanden geben, der es dennoch verwendete, wurde er als ahnungslos eingestuft, mit Verachtung gestraft und sollte sich hüten, an diesem Abend und in aller Zukunft irgendeine Meinung zur Qualität eines Weines kundzutun. Bestenfalls wurde sie geflissentlich ignoriert, meist aber bloß hämisch und abschätzig kommentiert.

So wurde wie jedes Jahr auch der Grüne Veltliner von der Langenloiser Haide gelesen. Die Trauben wurden wie immer mit der gleichen Selbstverständlichkeit und Sorgfalt des Hauers verarbeitet. Nachdem der Wein vergoren war, bemerkte mein Vater jedoch einen ungewöhnlichen Geschmack, den er sich nicht zu erklären wusste.

Er ließ den Wein chemisch analysieren, doch auch im Labor fand man keine Anhaltspunkte. *Analytisch* gesehen war der Wein also in bester Ordnung. Doch das beruhigte den Vater nicht – im Gegenteil. Der Wein lag im Fass und ab und zu ließ er andere Hauer, vielleicht sogar den einen oder anderen Winzer, kosten. Die meisten befanden den Wein gut, aber ... denn so richtig sortentypisch schmeckte er eben nicht. Der Geschmack war nicht jener des üblichen Grünen Veltliners, den man erwarten durfte. Was war der Fehler? Wo lag der Hund begraben?

Mein Vater fand keine Ruhe. Doch alles Grübeln half nichts, er konnte sich den Fehlton nicht erklären.

Durch puren Zufall fand er einige Monate später die Ursache für den eigenartigen Geschmack heraus. Als er eines Tages wieder einmal in besagtem Weingarten auf der Langenloiser Haide arbeitete, bemerkte er, dass dicker Rauch in der Luft hing. Dieser stammte vom nahe gelegenen „*Matreugrom*“ („Materialgraben“ = Mülldeponie), wo Müll nicht nur deponiert, sondern offensichtlich auch verbrannt wurde.

Damals, Anfang der 1970er Jahre, war es durchaus üblich, Hausmüll einfach zu verbrennen. Der Begriff „*thermisch entsorgen*“ war zu dieser Zeit noch nicht gebräuchlich.

War dies also auch einige Tage vor der Lese geschehen, dann war der Rauch offenbar in der feinen Wachsschicht, welche die Weinbeeren ausbilden, aufgenommen worden und hatte sich in der Folge geschmacklich in den Wein übertragen. Die reifen Trauben waren also regelrecht „*geselcht*“ (geräuchert) worden. Nun war guter Rat teuer. Was tun? Ausleeren wäre schade, war der Wein doch analytisch betrachtet einwandfrei. Und er schmeckte auch nicht schlecht, nur eben nicht so, wie er sollte. Aber verkaufen? Wer würde solchen Wein kaufen?

Doch wie heißt es so schön? „*Gscheida wås dawoat, ois wås darenn*“ (Besser abwarten, als hinterherzulaufen), oder wie meine Mutter in verzwickten Fällen stets zu sagen pflegte: „*Kommt Zeit, kommt Rat*“. Dann, eines Tages tauchte bei uns am Hof ein Wirt auf. Dem Vernehmen nach kam er aus Wien. Nach der üblichen Kellerführung mit ausgiebiger Verkostung, führte mein Vater den Gast zu seinem Sorgenkind und machte ihn neugierig, indem er ihm ankündigte, ihn nun etwas ganz Spezielles kosten zu lassen.

Denn mein Vater war auch nicht „*auf der Nudelsuppe daher geschwommen*“, wie man hierzulande zu sagen pflegt, d.h. nicht ahnungslos, sondern wusste, wie der Hase läuft. Und siehe da: Der Wirt erkannte in diesem Wein auf Anhieb den wunderbarsten Neuburger, den er jemals getrunken hatte. Und so verkaufte mein Vater diesen „*wunderbaren Neuburger*“ nach Wien, obwohl er keinen einzigen Weinstock dieser Sorte gepflanzt hatte.

COOL AM POOL

Hitzewelle – seit Tagen gibt es kein anderes Thema mehr. Hitze, Hitze, Hitze. Weit über dreißig Grad hat es, und ob es das früher auch schon gab, und dass sich die Alten an so etwas nicht erinnern können und so weiter. Der Borkenkäfer wütet im Wald, das Getreide vertrocknet auf den Feldern und Waldbrände drohen.

Zu allem Überfluss folgt Unwetter auf Unwetter. Faustgroßer Hagel, schwere Stürme bis hin zum Tornado, sintflutartiger Regen, Überflutungen, Vermurungen, das ganze Programm. Aber anderswo ist es noch viel schlimmer, sieht man jeden Tag im Fernsehen. Und erst die Waldbrände in Kalifornien, Sizilien, Russland und Griechenland. Gut, dort ist das fast normal – das zündet die Mafia an, wegen Grundstückspekulationen und so – wird gemunkelt.

Jedenfalls lähmt diese Hitze auch das Denken, kocht das Hirn weich, wenn sie tagelang über dem Land brütet. Wie wenn ein riesengroßer, unsichtbarer Vogel die ganze Welt ausbrüten möchte wie ein Ei. Sehen Sie, solche Gedanken meine ich. Wie sonst kommt man auf die Idee von einem weltallgroßen Vogel? Vielleicht aus dem Sternbild „Schwan“ oder so. Gibt’s auch ein Sternbild „Pfau“? Truthahn gibt es nicht ... glaube ich zumindest.

Dieser Hitze ist es auch geschuldet, dass man sich einen Platz im Schatten sucht und dann sehnsüchtig auf die Abendstunden wartet, die doch ein wenig Abkühlung versprechen. Zumindest im Freien. In den Häusern und Wohnungen staut sich die Hitze mittlerweile schon, sodass sie auch über Nacht mit einem noch so ausgeklügelten Lüftungsverfahren nicht mehr wegzukriegen ist.

Also sucht sich jeder ein kühles Plätzchen. Kann am Wasser sein, oder in einem schattigen Garten. Wo vielleicht auch ein Heuriger ist. Sehr angenehm. Das denken und wissen viele. Deshalb sind solche Orte schon lange kein Geheimtipp mehr, und dementsprechend viele Menschen tauchen dort auf. Wegen der Kühle und wegen dem Sommerg’spritzen und dem Schweinsbraten – trotz der Hitze.

Da die Plätze rar sind, rückt man eben zusammen. Hat man beim Heurigen immer schon gemacht. In der Corona-Zeit ausgenommen – aber da hatte ohnehin kaum ein Lokal geöffnet. Heurigen auch nicht. Also Zusammenrücken. Ist hier noch ein Platz frei? Niemand wird „Nein“ sagen. Also ist der ganze Garten vollgestellt mit Tischen voller Hitzeflüchtlinge und Schattensucher.

Wir sind etwas früher gekommen und haben zu zweit einen ganzen Tisch ergattert. Einen Tisch, an dem gut und gerne acht bis zehn Personen Platz finden. Es ist uns klar, dass wir diesen Luxus nicht lange ungeteilt haben werden. In den schattigen Garten strömen am späten Nachmittag immer mehr Menschen. Es kommen immer noch Leute herein – und keiner geht raus. Klar, hier ist es gemütlich. Hier lässt es sich aushalten.

So, nun kommen zwei Pärchen mit je einem Kind. Alle Tische sind mittlerweile besetzt, nur an unserem ist noch Platz. Also kommt einer der Männer näher und fragt höflich, ob noch frei sei. Klar doch – bitte sehr. Scheinen nett zu sein. Alle Mitte dreißig – klar, die Kinder nicht, die zwei Mädels dürften etwa zehn sein. Junge Eltern mit Nachwuchs eben. Gut so. Also setzen sie sich zu uns an den Tisch. Und dann ... aus. Funkstille. Kein bisschen Smalltalk, nicht einmal über die Hitze, über die Badewassertemperaturen des Kamp oder sonst was ... nichts. Wie wenn wir Luft wären. Komplett Luft.

Meine Frau – Kishon, der israelische Satiriker, hätte ihr wohl das Attribut „*die Beste Ehefrau von allen*“ verliehen – versucht zaghaft, so etwas wie Kommunikation aufzubauen, *eine Rutsche* zu legen, indem sie einem der Männer, der nicht weiß, was er denn unter einem *Fernwehteller* zu verstehen habe, erklärt, was das ist. Okay, er sagt brav „Danke“ und wendet sich dann wieder seinen Freunden zu.

Wobei, diese Freundschaft scheint geprägt von unterschwelligem, aber dennoch an die Oberfläche durchbrechenden Sticheleien. Z.B. über die Swimmingpools.

„Was? Ihr habt’s Algen? Gell, Kurti, wir haben sowas nicht.“

Oder über das Problem der Verkalkung – diesmal die anderen: „Was? Ihr habt Probleme mit dem Kalk? Wir haben das nicht, ich hau’ da immer das XY-Mittel hinein und basta.“ Und über den ph-Wert des Wassers: Der eine schwört auf seine Teststreifen, der andere hat längst ein elektronisches Messgerät, das natürlich viel genauer arbeitet. Auf Zehntel genau, nämlich. Wie wenn das nicht scheißegal wäre. Nein, aber genauer ist’s schon. Aber Teststreifen sind billiger – das schon, aber eben nicht so genau, und damit können *wir* das ganz genau einstellen. Nämlich auf Zehntel genau.

Wenn einer der Fratzen hineinpinkelt – und welches Kind pinkelt nicht hinein – dann kommt er wahrscheinlich schon mit seinem Messgerät und stellt in der zehnten Kommastelle eine Veränderung fest. Oder erst in der Elften.

Die Mädchen sind superbrav erzogen. Die kommen nicht mal mehr auf die Idee, sich dreckig zu machen. Alle lieb, alle nett, hauptsächlich *Internett*, alle Handy, alle Facebook, Insta, TikTok, Whatsapp und all das Zeug eben. Grad noch aktuell, morgen schon uralt. Die kriegen

nicht mal mit, dass sie mitten in einem wunderschönen Naturgarten sitzen. Um das mitzubekommen, müssten sie wahrscheinlich erst eine *Reality-Detecting-App* auf ihrem *Smart-Phone* installieren.

Max Mustermann mit Familie. Wie grad eben aus dem Bilderbuch gesprungen. Letztlich alle stromlinienförmige Egoisten. Ich sag das jetzt nur aus dem Bauch. Alles vordergründig, alles Fassade, die Freundlichkeit, die heile Familie, aufpoliert. Fragt sich nur, für wen?

Okay, es ist heiß. Man sollte die Sache nicht überbewerten. Ich weiß eigentlich gar nicht, warum mich das überhaupt aufregt. Ist nur so ein Gefühl. Schieben wir es auf die Hitze.

TIROL IST ANDERS

„Der *Tiroler*“ an sich kommt in der Weingegend meist nicht rein, sondern nur als Gemisch vor, nämlich als erfrischendes Sommergetränk. Hierzulande ist das üblicherweise der „Almdudler“ – „Österreichs beliebteste Kräuterlimonade seit 1957, ohne künstliche Zusatzstoffe“ (sagt Almdudler) – mit Wein oder umgekehrt. Je nach Geschmack und Vorliebe.

Er kommt aber auch als Tourist. Der Tiroler. In die Weingegend. Oft zum sogenannten „*Festplatten-Löschchen*“, zum Vergessen durch übermäßige Zufuhr von Alkohol. Dem Vernehmen nach teilt er diese geheime Leidenschaft mit so manchem Salzburger und Oberösterreicher.

„Ach, unsere braven Tiroler“, wie sie Heinrich Heine in seinen Reisebildern (Dritter Teil: Italien, Reise von München nach Genua, 1828) beschreibt. Spätestens seit Andreas Hofer sind sie das. Wohl, wohl! Er führte 1809 den Aufstand gegen die Französische und Bayrische Besetzung Tirols und gilt in Österreich als Nationalheld. Im Laufe der Geschichte wurde dieses Land oft schwer geprüft. Gut, andere auch, aber gerade der seit nunmehr über hundert Jahren im österreichischen Fleisch steckende Stachel des an Italien verlorengegangenen Südtirols tut immer noch weh. Beim *Heiligen Herzen Jesu*: Jedes Mal wenn ich über die Grenze am Brenner fahre sticht's mich ein bisserl in der Brust. Ganz wenig, aber doch. Irgendwie. Zumindest bilde ich mir das ein.

Das *Heilige Land Tirol* war zu Beginn der Corona-Pandemie im Februar 2020 mit der „*Ischgl-Affäre*“ in die internationalen Schlagzeilen gekommen. Monate später hielt die sogenannte *Südafrikanische Variante* des Virus

ihren medialen Einzug in Tirol. Später erhielten sie Sonderrationen des heißbegehrten Impfstoffes. Klingt alles irgendwie komisch, es war aber so. Eine seltsame Reihe von *Komischheiten*, die sich da am Fuße der Nordkette zusammengeballt haben.

Tja, die Tiroler, die braven, wussten immer schon, dass Wien weit unter Tirol ist – alleine schon geographisch gesehen – und irgendwo weit weg im verwunschenen Osten liegt. Und was dort ausbaldowert wurde, das hatte die störrischen Bergvölker in den abgelegenen Talschaften bereits in den Habsburgerzeiten nicht wirklich interessiert. Aber sagen darfst nix, gegen die Tiroler, denn: „*Bischt a Tiroler, bischt a Mensch. Bischt koa Tiroler, bischt a Oasch.*“ (Bist du ein Tiroler, bist du ein Mensch. Bist du keiner, bist du ein Arsch.) So zumindest die Eigendefinition der Tiroler. Das bitte sollen sich alle hinter ihre Löffel, Loser, Lauscher und sonstige Hörorgane schreiben. Übrigens: Hier zu gendern erübrigt sich, denn dergleichen habe ich noch nie mit dem Wort *Tirolerinnen* vernommen.

Mittlerweile beschäftigt uns die Corona-Pandemie schon sehr lange. Mit allen Höhen und Tiefen. Mit *Home-Office* und *Distance-Learning*, mit zugesperrter Gastronomie und Schulen und Kultureinrichtungen und überhaupt fast allem, was Freude macht. Nun hat das Meiste wieder geöffnet. Nach langen Monaten Lockdown, der nicht mehr so heißen darf. Euphemistisch nennt man's nun *Osterrube* – die dann aber fast bis Pfingsten dauert. Aber nun, die Freude ist groß, alles sperrt wieder auf. Überall Regeln: in geschlossenen Räumen nur vier Personen an einem Tisch, jeder muss nachweisen, dass er getestet, geimpft oder genesen ist. Die *3-G-Regel* heißt das jetzt. Und die wird kontrolliert. Beim Eintritt. Ganz streng. Meistens.

Draußen dürfen maximal zehn Personen an einem Tisch sitzen. Aber draußen ist es für Mitte Mai zu kalt. Ausserdem regnet es und der Wind pfeift durch die Kellergasse. Ein paar Schlaue haben bereits vor Wochen einen Platz im warmen Stübchen reserviert. Andere stehen nun im Regen vor der Kellertür und trinken dort aus Verlegenheit ein Höflichkeitsachterl. Bei Wind und Regen. Und gehen bald wieder, denn gemütlich ist anders.

Zum Beispiel die braven Tiroler, die haben's gemütlich, denn die haben einen Platz drinnen ergattert. Sechs ältere Personen, vier Männer, zwei Frauen, alle sitzen frohgelaunt an einem Tisch. Vier sind erlaubt? Seit wann? Ah, geh, wo denn. Wahrscheinlich wohnen alle in einem Haushalt. Wohngemeinschaft in einer Almkommune vielleicht. Also dort, wo's koa Sünd' gibt. Der Wirt und sein Personal nehmen's schulterzuckend zur Kenntnis. Es wird wacker gegessen und getrunken. Vor allem getrunken. Plötzlich macht es einen Kracher, und ein Sessel bricht unter einem der etwas beleibten Tiroler zusammen. Allgemeines Gelächter – zum Glück ist niemand verletzt. Wie die Trophäe eines erlegten Gamsbockes werden die Bruchstücke der Sitzgelegenheit hochgehalten und herumgezeigt. Man rückt also noch ein wenig enger zusammen. Platz ist in der kleinsten Hütte. Wer nicht fretten kann, kann nicht hausen. Auf den Schreck muss man noch was trinken. Und singen: Ein Prosit, ein Prosit der Gemütlichkeit.

Beim Verlassen des Sitz-Platzes ist eine FFP2-Maske zu tragen. Klingt komisch, ist aber so. Steht im Gesetz – Bundesgesetzblatt Teil II, COVID-19-Öffnungsverordnung vom 10. Mai 2021 NR.214. Verordnung, § 6, wer es ganz genau wissen will. Will aber niemand. Zumindest hier nicht. Denn das wurde irgendwo in Wien beschlossen und hat sich bis Tirol offensichtlich noch

nicht herumgesprochen. Denn hier, beim Heurigen, gelten andere Gesetze. Zum Beispiel die Naturgesetze, nämlich dass einer aufs Klo muss, auch wenn er Tiroler ist. Klar, man sitzt schon länger und trinkt seitdem. Was oben reingeht muss unten wieder raus. Naturgesetz. Also steht er umständlich auf, der Tiroler, und begibt sich zur Toilette. Die ist draußen ums Eck über die Stiege hoch. Er muss also das Gastlokal durchqueren. Eine Maske? „Zu wos – i kimm eh glei wieda“. Einige der anderen Gäste schütteln den Kopf, andere schauen bemüht weg. Sie sind nicht ungut. Nein, sie sind fröhlich und ausgelassen – sorglos wie kleine Kinder, wie wenn nichts gewesen wäre. Und das ist schon das einzige, das man ihnen vorwerfen kann.

Dieses WIE WENN NIX GEWESEN WÄRE. Wie wenn sie das alles nix angeinge. Und ihre „Schterb'n-miass-ma-älle“-Mentalität.

Doch wer wird ihnen deshalb gram sein? Seien wir doch ehrlich: Machen wir das nicht auch? Zumindest ab und zu? Sind wir im Herzen nicht alle Tiroler? Zumindest gelegentlich? Eben. So sind wir halt. So waren wir und so werden wir wohl bleiben.

Obwohl Tirol doch ein bisserl anders ist. Ob *beilig*, sei dahingestellt.

DER KÄPT'N

So nannten wir ihn. Das genügte. Das sagte alles. Wegen seiner sagenhaften Wutausbrüche nannte ich ihn insgeheim den *Schrecken der Adria und des Ionischen Meeres*. Vielleicht hätte er sogar sich selbst so bezeichnet. Als ich ihn 2004 in Kroatien kennenlernte, den brummigen Skipper, hatte er gerade einen Kriminalroman veröffentlicht: „*Nie wieder Hummer: Eine widerwärtige Geschichte über einen Segeltörn durch die kroatische Adria*“. Das nächste Buch war gerade in Arbeit: „*Hütet Euch vorm Oktopus: Eine verdrießliche Geschichte über einen Segeltörn bei den Ionischen Inseln*.“

Im Ionischen Becken befindet sich mit über fünftausend Metern das *Calypsotief*, die tiefste Stelle des Mittelmeers. Ob es demnach ein gutes Omen ist, ein Schiff ausgerechnet „*Calypso*“ zu nennen?

Das Dingi, das kleine Beiboot, war mein erster Eindruck als wir uns anschickten, an Bord zu gehen. *Einschiffen* würde das wohl in der Seemannssprache heißen. Neben unserem Gepäck – ein Rucksack pro Person musste alles Notwendige fassen – lag auf dem Bootssteg noch ein unförmiger Haufen Plastik. Ich dachte an irgendwelchen Müll, der noch zu entsorgen sei. Weit gefehlt: Dieser zerknüllte Kunststoffhaufen war unser Dingi – notfalls vielleicht sogar einmal unser Rettungsboot. Das silbergraue Schlauchboot hatte so viele Reparaturflecken – man kennt das von geflickten Fahrradschläuchen –, dass es eher wie ein modernes Patchwork-Kunstwerk aussah, das durchaus Chancen hätte, auf einer internationalen Kunstmesse prämiert zu werden.

Mein erster Segeltörn. Mit Freunden. Ganz schön aufregend. Nehme ich nur meine Krücken mit? Oder den

Rolli auch? Bloß: Wo verstaue ich ihn? Ausgeschlossen! Ist das WC groß genug? Gut, wenn solche Seebären wie der Käpt'n reinpassen, werde ich wohl auch Platz finden. Aber mit meinen Orthesen und Krücken? Geht sich das alles aus?

Im Internet habe ich den Plan unseres Schiffstyps ausfindig gemacht, die Maße herausgelesen und mir dann zu Hause in meinem überaus geräumigen Scheißhaus quasi ein Trainings-Modell des Schiffs-WCs gebastelt: Mit einem Gliedermaßstab und ein paar Büchern hab' ich die Eckpunkte abgegrenzt. So konnte ich an einem 1:1-Modell ausprobieren, ob es groß genug für mich war. Es müsste sich ausgehen. Irgendwie. Doch letztgültige Klarheit schafft nur der Versuch am wirklichen Objekt.

Doch wie komme ich überhaupt an Bord? Eine übliche Passarelle (Gangway) ist zu schmal für mich und meine Krücken. Also wird eine zweite Holzplanke daneben hingelegt. Auf zwei nebeneinander liegenden Planken geht's ganz gut. Klar habe ich Angst, abzustürzen. „*No risk, no fun*“, bekenne ich gegenüber dem Käpt'n. „Es gehört viel Mut dazu, Angst zu haben“, meinte er darauf.

Aber wie bewege ich mich nun an Bord? Hier ist alles möglichst platzsparend verbaut. Die Stufen im Auf beziehungsweise Niedergang sind steil und eng. Doch ich lerne, die Enge als Vorteil für mich nutzen: Ich lasse Krücken und Orthesen weg und hangle mich nach Affenart mit den Armen an den Haltegriffen an Bord herum und aufs Deck. Meine gelähmten Beine ziehe hinten nach. Das klappt sogar, wenn ich von Bord über die kleine Leiter am Heck hinunterklettere, um im Meer zu schwimmen. Und ich schaff's mit einiger Anstrengung auch wieder hinauf. Großartig! Auf einem Schiff ist jeder Griff bombenfest. Alles was man anfassen kann, hält zuverlässig. Muss es ja auch, denn im Sturm, wenn das Schiff stampft oder rollt,

müssen sich auch nicht gelähmte Zweibeiner rasch mal wo festhalten. Wenn zum Beispiel die *Bora* kommt, der nicht ungefährliche, böige Fallwind.

In einer rauen Schale steckt wie so oft ein weicher Kern. Das war auch beim Käpt'n so. Am ersten Hochzeitstag verunglückte seine Frau tödlich mit dem Auto. Er erzählte das fast nebenbei in einer der lauen, weinseligen Nächten an Bord unterm ewigen Sternenzelt. Früher hatte der Käpt'n ein Holzschiff, die „*Illyra*“. Von der schwärmte er immer noch, von ihrer Schönheit und Eleganz. Ihr Schicksal blieb im Dunkeln, darüber redete er nicht gern. Nicht zu vergleichen mit dieser *Bavaria*-Yacht, die er abschätzig nur „*Joghurtbecher*“ nannte, da sie nicht aus edlem Holz, sondern bloß aus billigem Kunststoff gefertigt war.

Nach dem Verlust seiner Frau suchte und fand er Trost in der Arbeit, in politischem Engagement und auch im Alkohol. Und in der Liebe zum Segeln und zum Meer. Lange einsame Stunden in einer Marina, oder neben dem monotonen Tuckern des Dieselmotors bei Flaute, nutzt er zum Schreiben von Krimis nach dem Motto: „*Mit Trinken und Schreiben die Zeit sich vertreiben.*“ Dazu rauchte er wie ein Hochseedampfer. Durchblutungsstörungen in den Beinen waren die unausweichliche Folge. Immer öfter kamen die Krämpfe – oft mit großen Schmerzen verbunden. Seine Tabletten nahm er meist mit Alkohol – weil da wirken sie besser. Meinte er.

Eines Tages litt er wieder unter furchtbaren Schmerzen. Er jammerte unentwegt „Auweh, auweh, auweh“. Um die Durchblutung anzuregen und so das Leiden zu lindern, begann ein Freund spontan seinen Fuß zu massieren. Dabei kniete er vor dem Käpt'n wie der Papst bei der österlichen Fußwaschung. Während er sein Bein be-

arbeitete meinte er: „Du solltest doch mit dem Rauchen aufhören.“ Der Käpt'n pflichtete ihm bei, fingerte umständlich eine Zigarette aus der Schachtel, zündete sie an und sog den Rauch tief ein: „Ja, du hast ja recht. Du hast ja so recht.“ Ein Jahr später musste ein Bein tatsächlich amputiert werden. Wie sich später herausstellte, sollte das der Anfang vom Ende des Käpt'ns sein.

Die besten Lokale im Hafen lagen immer gleich gegenüber der Anlegestelle. Nicht weil sie wirklich so gut waren, sondern weil sich der Käpt'n einfach mit dem Gehen ziemlich plagte. Mir war's recht, denn auch ich bin für Stadtwanderungen nicht gebaut. Die einzige Ausnahme machte er für Ivana – seine große Liebe in Primošten. Von dieser Frau schwärmte er. Da es ihre natürliche Anmut nicht gewesen sein kann, bleiben als Gründe der Verehrung nur ein Weingut und ein Lokal im Zentrum von Primošten. Da der Begriff „*Lokal*“ vielleicht übertriebene Vorstellungen erweckt sei betont, dass diese Schenke mehr als rustikal war. Man saß auf wackeligen Konstruktionen aus Brettern und Weinkisten, die Sitzbänke darstellen sollten. Tische gab es nicht. Eine Toilette war in dieser komfortbefreiten Zone ebenfalls nicht verfügbar. Man musste sich irgendwo in den umliegenden Lokalen erleichtern – oder an einer dunklen Ecke. Wer etwas Warmes wollte, fand ums Eck einen winzigen Kiosk, wo frittiertes Fisch verkauft wurde. „*Small fried fish*“ oder wunderbarer *Pršut*, den herrlichen, luftgetrockneten, dem italienischen Prosciutto eng verwandten Rohschinken, und dazu Ivanas Wein. Eine Kombination für abgehärtete Mägen oder solche aus Edelstahl. Aber wir waren nicht anspruchsvoll, sowohl was das Essen als auch den Wein betraf.

Der Käpt'n trug das Herz am rechten Fleck – obwohl er das wahrscheinlich energisch bestritten und darauf bestanden hätte, dass *er* das Herz am linken Fleck trage. Weil das Herz bekanntlich links ist. Auch bei den Rechten. Wie dem auch sei: Er nahm mit seinem Schiff etliche Jahre an der Friedensflotte „*Mirno More*“ teil, die 1994 nach dem Jugoslawien-Krieg gegründet wurde – als Initiative zur Völkerverständigung. Mit seinen Krimis transportierte er stets auch eine politische Botschaft für Solidarität und Gerechtigkeit, gegen Ausbeutung und Gewalt.

Ich denke gerne an die lauschigen Abende in einer Bucht, wo man nach einigen Gläsern Wein bei Kerzenlicht oder einer kleinen elektrischen Lampe nach dem Essen geradezu zwangsläufig zu philosophieren beginnt.

Bei weiteren Törns lernte ich den Philosophen in ihm kennen. „Für uns mussten Sterne sterben!“ meinte der Käpt'n. „Viele Elemente, aus denen wir bestehen, stammen aus einer Super-Nova – der Explosion eines sterbenden Sterns. Das passiert, nachdem er seinen gesamten Brennstoff verbrannt hat. Dieses Schicksal wird dereinst auch unsere Sonne ereilen. Doch im Universum geht nichts verloren. Alles unterliegt bloß einer ständigen Transformation. Da alle Galaxien im Zentrum ein Schwarzes Loch haben dürften, und sogar schon die Verschmelzung von Schwarzen Löchern beobachtet wurde, liegt dann nicht die Vermutung nahe, dass alles irgendwann, in Abermilliarden von Jahren, vielleicht in einem einzigen Schwarzen Loch endet? Und was dort abgeht, davon haben wir nicht die geringste Ahnung.“ Sowas beschäftigte ihn also, den alten Brummbären.

„Angesichts der unzähligen Sterne am Himmel werden einem tief drinnen Endlichkeit und Unendlichkeit

gleichermaßen bewusst – ohne dies je in Worte fassen zu können. Mit unseren Denkmustern ist das nicht zu verstehen. Die Unendlichkeit des Universums führt uns die eigene Kleinheit, die Bedeutungslosigkeit dieses Planeten und all unserer Probleme vor Augen. Darauf trinken wir!“

Mit den nautischen Begriffen war ich anfangs nur unzulänglich vertraut. Bug, Heck, achtern, Backbord, Steuerbord, soviel habe ich noch drauf, nämlich von meinem Vater. „*Linke Backe rot*“ – so hatten sie ihm das beigebracht, damals, bei der Kriegsmarine. Das Wort *Backbord* kommt von den Wikingern, erfuhr ich nun vom Käpt'n. Wenn ein Rechtshänder, am Heck des Schiffes stehend, sein Steuerruder ins Wasser hielt, dann wandte er seinen Rücken, also seine *Backside* der linken Seite des Schiffes zu.

Die Geschwindigkeit misst man in Knoten, Windstärke in Beaufort, Entfernungen in Seemeilen, ein Schiff hat Kajüten statt Zimmer, Luken statt Fenster und eine Kombüse statt einer Küche. Soweit reicht's gerade noch. Viele Fachbegriffe aus der Segler-Sprache wie stehendes und laufendes Gut klingen fremd aber interessant. Genua, Fock, Spinnaker, jeder Fetzen – pardon: jedes Segel – auf dem Schiff hat einen eigenen Namen.

Dann die Knoten-Diskussionen: Welcher Knoten wofür? Was ist ein Palstek? Ein Knoten mit einer sich nicht zuziehenden Schlinge. Blöd, denk ich mir, wenn diesen Knoten jemand verwendet, der sich aufhängen will.

Oder die Fender: Wehe, wenn man die Fender mit dem falschen Knoten an der Reling befestigt. Die Klampen und Winschen müssen stets richtig belegt werden. Man darf die Leinen – Seile oder Schnürln zu sagen, disqualifiziert einen sofort als hoffnungsloses Greenhorn – nicht gedankenlos irgendwohin schmeißen oder wurschteln.

Das alles kommt einem als Neuling, als Landratte, ziemlich verschwurbelt vor. Eine Geheimsprache mit ebensolchen Ordnungsprinzipien. Am Anfang klingt alles ein bisserl komisch, nach und nach beginnt man jedoch Sinn und Zweck zu verstehen. Es darf auch nix herumliegen, alles muss immer an seinem fixen Platz sein. *Mise en place* – gilt also nicht nur in der Küche, sondern viel mehr noch auf einem Schiff. Damit jeder jederzeit ohne langes Suchen alles rasch findet. Denn oft muss es schnell gehen, wenn der Wind dreht, wenn schlechtes Wetter kommt und die See mal rau wird.

Es geht letztlich immer um die Sicherheit des Schiffes – und der Menschen. Ich nenne bewusst diese Reihenfolge, denn zuallererst kommt immer das Schiff – dann erst die Menschen. Ist auch logisch: Wenn *ein* Mensch verloren geht, ist das weniger schlimm, als wenn das Schiff verloren geht, denn dann gehen alle anderen auch drauf. Zumindest höchstwahrscheinlich. Aber das sind Gedanken, die man sich nicht stellt, die man nicht gerne bis zur letzten Konsequenz durchdenkt.

Das Schöne ist, dass es nach jedem gelungenen Segel-Manöver einen Manöverschluck gibt. „Klar zur Wende“ und schon muss ein Manöverschluck her. In Ermangelung von Kamillentee meist Hochprozentiges. „Kurs liegt an.“

Mit schönem Wind gelingt uns ein *großer Schlag* nach Süden. Die Städte an der Küste sind zum Meer hin gebaut. Von dort aus kommend sieht man ihre schönste Seite. In den alten Häfen atmen Jahrhunderte. Kein Vergleich zu einer modernen Marina, die nur funktionell ist. Die Spuren der einstigen Handelsmacht Venedig in der Adria sind immer noch allgegenwärtig. Erkenntlich am Markuslöwen am Stadttor, der mit den Vorderpranken an Land und mit den Hinterbeinen im Wasser steht und mit der rechten Pranke ein offenes Buch hält. Das

aufgeschlagene Buch soll zum Ausdruck bringen: Die einheimische Bevölkerung hat sich den Venezianern freiwillig unterworfen. Es gibt auch seltene Darstellungen, wo dieses Buch geschlossen ist. Der Käpt'n erklärt uns: Ein Markuslöwe mit geschlossenem Buch soll zeigen, dass die Einwohner gegen die Eroberung durch Venedigs Truppen Widerstand geleistet haben.

Der Käpt'n war nicht nur für sein historisches Wissen, sondern auch für seine Kochkünste berühmt: Seine Lammstelze war legendär, ebenso sein Ossobuco. Wahrlich ein kleines Wunder, das er mit dem kleinen Backrohr zauberte: Ein Herd mit kardanischer Aufhängung, damit das Koch- bzw. Bratgut bei Seegang nicht ausschwappt. Auch die Resteverwertung an Bord war genial einfach: Egal, was übriggeblieben ist: „Man kann immer noch ein Ei darüber schlagen.“ Außerdem hängt in der Kombüse ein vergilbtes Kalenderblatt welches besagt: „Brot ist nicht hart! Kein Brot, das ist hart!“ Von vegetarischer Ernährung hielt der Käpt'n nicht viel: „Fehlt bloß noch ein vegetarisches Lagerfeuer!“ Als bekennender *Sekundärvegetarier* bemerkte er: „Das beste Gemüse ist immer noch ein Braten.“

Der Käpt'n hatte den umweltfreundlichsten Geschirrspüler aller Zeiten, der gänzlich ohne Strom, Spülmittel und Heißwasser funktionierte: Das ganze Geschirr kam in ein Netz, welches einfach ins Meer gehängt und eine Weile hinter dem Schiff hergezogen wurde. Das war alles. Zu meiner Überraschung überlebte das Geschirr diese Behandlung zumindest weitgehend und wurde strahlend sauber.

Jemand sollte mal „*das Bilgenschwein füttern*“ – euphemistische Formulierung dafür, den Dreck aus der Bilge zu räumen, der sich im Laufe der Zeit trotz regelmäßigen

Abpumpens ansammelt. Die *Bilge* ist der tiefste Punkt im Schiffsrumpf, dort wo sich das Wasser sammelt, das bei jedem Schiff irgendwo eindringt, da Wasser bekanntlich einen *kleinen Kopf* hat. Eine allseits sehr beliebte Tätigkeit, wie man sich unschwer vorstellen kann.

Während der Fahrt auf den Trittstufen des Niederganges zu stehen, ist allgemein verpönt. Doch für mich stellt sich das als der sicherste Platz heraus: Ich bin quasi in der Mitte des Schiffes, also dort wo man den Seegang am wenigsten spürt. Ich kann mich gut festhalten und nicht umfallen, weder links noch rechts, noch nach vorne oder hinten. Also erklärt mir der Käpt'n, dass im Niedergang nur drei Arten von Menschen stehen dürfen: Admiräle, Arschlöcher und Andis. Welch ein Glück, dass ich diesen schönen Namen trage!

Der Käpt'n konnte fluchen, dass sich der Mast bog, der Himmel verdunkelte, das Wasser trüb wurde und sogar die Meeresungeheuer vor Scham erröteten. Er war schon ein rechter Brummbär. Wie sich herausstellen sollte, war der Grund für seine üble Laune diesmal ein eitriger Fingernagel, an dem er schon länger hilflos laborierte. Überdies gab es technische Probleme mit dem Funk, dem Radar oder womit auch immer. Und so fluchte und matschkerte er vor sich hin.

Als ihm Anna, bei diesem Törn die einzige Frau an Bord, ihre Hilfe anbot, brummte er sie mürrisch an: „Dazu muss man schon Ingenieur sein, um sich da auszukennen.“ Ihre Antwort kam prompt und nahm ihm jeglichen Wind aus den Segeln: „Nun, mit Diplomingenieur kann ich dienen – das müsste also reichen.“

Und das von einer Frau! Auf große Lippe folgt oft großes Schweigen. Mit einer glühenden Nadel wurde der Fingernagel vorsichtig durchstoßen, damit der Eiter ausfließen konnte und der Druck weg war. Brav ließ er

sich dann den Finger in einem Häferl mit lauwarmem Seifenwasser baden. Einige Tage später war alles wieder gut. Auch das ständige Fluchen war beinahe verschwunden. Von da an behandelte er Anna stets mit höchstem Respekt – wenngleich der Platz am Leitstand seines Schiffes weiterhin ausschließlich ihm vorbehalten blieb.

Wenn ich am Meer bin und meine Gedanken dem Spiel der Wellen folgen, denke ich manchmal an die unvorstellbaren Leistungen, die von Kapitänen wie Columbus, Magellan und Cook ohne Funk, GPS, Radar oder auch nur brauchbaren Seekarten erbracht wurden. Aber auch an all die gesichts- und namenlosen Seefahrer, die Monate und Jahre ihres Lebens auf See verbrachten – oder dort gar den Tod fanden.

Und besonders ein Satz, der Captain James Cook zugeschrieben wird, geht mir immer wieder durch den Kopf: „Oft liegt das Mögliche jenseits der Grenzen, die wir voreilig gezogen haben.“

Andreas Nastl, geboren 1965 in Langenlois am Kamp (Niederösterreich). Seitdem wohn- und lebhaft ebendort. Von Geburt an querschnittgelähmt. Vormalig engagierter Dorferneuerer in Niederösterreich, nun passionierter Entdecker, Erfinder und Erzähler von Geschichten. Gelegentlich umtriebiger als Kabarettist und Karikaturist.

2004 Anerkennungspreis des Landes NÖ für Literatur
2019 Solo-Kabarett-Programm: „Vorsicht Fräskante!“

Veröffentlichungen im Verlag Bibliothek der Provinz:

- 2004 „Wie kommt Kuhscheiße aufs Dach“
(autobiografischer Roman, 360 Seiten)
ISBN 978-3-85252-590-7
- 2005 „wia ma da schnowe gwoxn is“
(heimatkritische mundARTgedichte, 70 Seiten),
ISBN 978-3-85252-691-1
- 2007 „eigfleischte wegetaria und aundare
meakwüadichkeitn“ (Dialektband, 60 Seiten)
ISBN 978-3-85252-795-6
- 2011 „MISS VERSTÄNDNIS – und andere ganz, halb
oder gar nicht lustige Geschichten“
(Illustrierte Erzählungen, 150 Seiten)
ISBN 978-3-99028-015-7
- 2015 „fostviecha“ (illustrierter Dialektband, 100 S.)
Koproduktion mit Wolfgang Kühn
STOAHOAT-Verlag, Bad Traunstein
ISBN 978-3-90300-904-2

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien